Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Silvester in der Küchenschürze
Autor: Blum, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666949

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mensch nicht von aussen nach innen, sondern von innen nach aussen glücklich wird. Unserm Volk aber wünschen wir, dass es über dem eigenen Wohlbefinden sich dennoch des Elends in der Welt erinnere. Halten wir alle es darum wie jener Chinese, der betete: «Herr, mach die Menschen besser — und fang damit bei mir an!»

Freunde, hört ihr, die Glocken läuten, die Luft hallt wider von ihrem Dröhnen und Brummen, das alte Jahr ist tot, es lebe das neue, es lebe das Jahr 1957!

Ruth Blum

SILVESTER IN DER KÜCHENSCHÜRZE

Seit einer Reihe von Jahren habe ich keine lustigen Sylvesterabende mehr erlebt. Ich pflege die letzten Stunden des alten Jahres still und besinnlich mit meiner Mutter zu verbringen, bei einem — Eile-mit-Weile-Spiel, für das ich mir jedesmal einen Ruck geben muss; denn ich laufe innerlich Sturm gegen die sinnlos rollenden Würfel, die mich in ihrer Unzuverlässigkeit an alle Fragwürdigkeiten des menschlichen Daseins erinnern, nie eindringlicher als an diesen allzu ruhigen Sylvesterabenden, für deren Einförmigkeit ich offenbar noch nicht alt genug bin . . .

Und Jahr für Jahr ist es so: Nach dem Znüniessen legt die Mutter den Spielplan auf den abgeräumten Tisch, und wir fangen zu spielen an. Jede von uns nimmt zwei Farben. Es ist kurzweiliger so. Die Würfel rollen. Dreimal zwölf! Mit saurer Miene ziehe ich meine acht Knöpfe in die beiden «Häuschen» zurück. Die Mutter schmunzelt: «Du hast natürlich den guten Zwölferwürfel vorweggenommen; jetzt bist du gestraft. Warum willst du nur immer der Schmied deines Glückes sein wie Gottfried Kellers John Kabys-Häuptle?» Ich pariere den Hieb mit Lachen und denke melancholisch dabei: «So ist das Leben. Wir machen es nicht, es macht uns. Immer sind wir nur die Geschobenen.»

Aber meine aktive Natur wehrt sich gegen dieses passive Geschobensein und gegen das fatalistische Eile mit Weile-Spielen am Sylvesterabend erst recht. Ich will wieder einmal einen Jahresabschluss in heiterer Geselligkeit erleben. Also beschliesse ich, diesmal den Sylvesterabend im Kreise meiner liebsten Freunde in B. zu verleben. Dort sind Kinder, dort herrscht frohe Betriebsamkeit. Dort gibt es in einem nigelnagelneuen Haus am Waldrand ein gemütliches Wohnzimmer mit Kamin, vor dem ich, im bequemen Lehnstuhl kauernd, meinen kleinen Schätzen unzählige Geschichten zu erzählen pflege. Und nachher sitzen wir Grossen vor dem knisternden Feuer, trinken ein Weinchen, schälen Kastanien und plaudern angeregt bis tief in die Nacht hinein.

«Ja, geh' nur nach B.», sagt die Mutter verständnisvoll, «ich bin froh: für dich. Es ist nötig, dass du manchmal unter die Leute kommst.»

Ich künde meinen Sylvesterbesuch auf einer Postkarte an. Und am Morgen des letzten Tages im alten Jahr packe ich zwei Flaschen Wein ins Köfferchen und fahre nach B., den lieben Kindern, dem verlockenden Kaminfeuer entgegen.

So um sieben Uhr abends stehe ich vor dem neuen Haus am Waldesrand, hoch über den Dächern und Giebeln der kleinen Stadt. Ich läute, Vreneli, mein zehnjähriges Patenkind, öffnet die Türe. Halb lachend, halb weinend fällt es mir um den Hals. «Gott sei Dank, dass du endlich da bist, liebe Gotte», ruft es wiederholt, «ich weiss nun einmal nicht, wie man Schleimsuppe macht!»

«Schleimsuppe, wozu?»

«Ach, die Mutter liegt doch mit Bauchgrippe im Bett. Und der Vater musste heute morgen nach Genf. Tante Hermine ist gestorben. Das ist nicht sehr traurig, sie war ja schon neunundachtzig Jahre alt. Aber die Stundenfrau hat vorhin abtelephoniert, und das ist schlimm. Ich weiss doch nicht, wie ich Schleimsuppe kochen soll fürs kranke Mütterlein.»

Von der Küche her kommt ein brenzeliger Geruch. Und im gemütlichen Wohnzimmer heulen, lachen und schreien drei kleinere Kinder. Ich aber stehe im Korridor wie Lots Weib, zwei Flaschen Wein im Köfferchen . . .

Nun, meine Erstarrung löst sich rasch. Ich bemühe mich ja immer, nach Goetheschem Rezept ein «tätiger Mensch im schönen Staat» zu sein. Also ist es hier meine edle Pflicht, als zugriffige Helferin in einem aus den Fugen gehenden Hauswesen einzuspringen. Ich dringe auf Zehenspitzen

ins Krankenzimmer ein und werde von der Freundin mit schwacher, aber froher Stimme als rettender Engel begrüsst. Und während ich die Kissen schüttle, erklärt sie genau, wie man eine ärztlich verordnete Schleimsuppe macht. «Vreneli», sagt die Kranke, «hat sich zwar bereits damit abgemüht. Aber ich rieche bis hieher, dass die Haferflocken verbrannten. Du musst wohl oder übel von vorne beginnen.»

Das tue ich auch, ein wenig ängstlich zwar, weil ich noch nie im Leben Schleimsuppe hergestellt habe. Angetan mit der Küchenschürze der Freundin versuche ich mein Köchinnenheil. Unterdessen beschwichtigt Vreneli die kleineren Geschwister und füttert sie mit Milch und Butterbrot. Und während die Kleinen schmausen, füllt es ein halbes Dutzend Wärmeflaschen und rennt unermüdlich treppauf, treppab . . .

Plötzlich ertönt im «schönen Zimmer» neben der Wohnstube ein Schreckensschrei. Und mit knallroten Wangen stürzen Kätterli und Urseli in die Küche heraus. «Gotte, Gotte», rufen sie aufgeregt durcheinander, «komm und sieh, was der kleine Jaköbli angestellt hat!»

Welch ein Anblick! Da steht der dreijährige Stammhalter der Familie mitten auf dem ererbten und pietätvoll geschonten Biedermeierschreibtisch seines Vaters, schüttet aus der linken Hand Füllfedertinte in die Handhöhle der rechten und malt mit den blossen Fingern in schöpferischer Seelenruhe herrliche Picasso-Figuren an die helle Wand. An die Wand im sogenannten «schönen Zimmer» eines neuen Hauses, das noch nicht drei Monate alt ist! Und Bäche von Tinte ergiessen sich über den antiken Schreibtisch, über den grünen Polstersessel davor und über den hellen Berberteppich am Boden.

«Stellt sofort den Herd ab», rufe ich entsetzt, «jetzt habe ich keine Zeit, die Schleimsuppe fertig zu kochen. Salz her, Zitronen her, rasch, rasch! Und du, Vreneli, führe den Sünder ins Badezimmer und putze ihn. Aber leise, damit die arme Mutter nichts hört!»

Die Mädchen gehorchen wie willige Heinzelmännchen, Vreneli presst dem brüllenden Stammhalter die Hand auf den Mund und zerrt ihn davon. Kätterli bringt Salz und Zitronen herbei. Urseli wischt das blaue Nass vom Biedermeiertisch, freilich mit dem Taschentuch. Ich streue Salz auf Polsterstuhl und Teppich und träufle den Saft von fünf Zitronen darauf. Allein, wie reinige ich die verschmierte Wand? Es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muss sie mit Bürste und heissem Seifenwasser traktieren. Ich fege, dass mir der Schweiss über die Nase tröpfelt. Und nachher sieht alles noch schrecklicher aus. Picassos Kuben und Dreiecke haben sich unter der Wirkung des Seifenwassers in antroposophisch anmutende himmelblaue Wolkengebilde aufgelöst.

Zarte Tönungen von Lichtblau und Schattengrau bleiben auch, trotz Salz und Zitrone, auf dem grünen Stuhlpolster und dem Bodenteppich zurück. Einzig der harte Lack des Schreibtisches trotzt dem Galläpfelsaft. Er stösst ihn unversöhnlich ab. Der Tisch zumindest kommt ohne Andenken an diesen denkwürdigen Sylvesterabend davon.

Unterdessen liegt die kranke Mutter auf ihrem Schmerzenslager und wartet mit Himmelsgeduld auf die ärztlich verordnete Schleimsuppe. Endlich ahnt sie Unheil — es müssen wohl brüllende Knabenlaute und das Dröhnen zuschlagender Türen an ihre Ohren gedrungen sein — und wankt im Nachthemd daher. «Die Mutter kommt!» Wir sehen ihr angstvoll ins feuerrote Fiebergesicht. Wir erwarten eine geharnischte Strafpredigt, Vorwürfe, Schelte, weil wir nicht besser auf den Kleinen aufgepasst haben. Aber siehe da, Barbara klagt und wettert nicht. Sie sieht die antroposophischen Wolken über dem Schreibtisch — und fängt leise zu lachen an. Ja, sie lacht mit neununddreissig Grad Fieber, die Wackere! «Gut, dass der Vater fort ist», sagt sie schliesslich, «er schätzt solche Zwischenfälle gar nicht. Ich für mein Teil bin mich schon lange an dergleichen gewöhnt. Wisst ihr was? Es hat noch eine Rolle Bast im Kastenfuss. Wir machen einen schönen Wandschoner daraus und hängen ihn über Jaköblis ersten künstlerischen Versuch. Dann ist das Unglück nicht halb so schlimm.»

Von der Schleimsuppe redet niemand mehr. Es ist neun Uhr abends und höchste Zeit, dass die Kinder zur Ruhe kommen. Sobald alle in ihren Betten stecken, packe ich, ein wenig aufatmend, meinen Wilchinger aus. «Rotwein ist ausgezeichnet für Darm- und Magenstörungen», behaupte ich, «und wenn zufälligerweise noch Zwieback im Hause wäre, dann dürften wir für heute wohl von einer Schleimsuppe absehen.» Barbara ist ganz meiner Meinung. Ihre Vorfahren haben ja auch einmal im Klettgau Reben gehackt. Sie kriecht willig ins Bett zurück und lässt sich von mir tränken und speisen, mit Wein und mit Zwieback, der wirklich ausnahmsweise vorhanden ist. Ich sitze auf dem Bettrand und halte mit. Es ist ein sehr be-

kömmlicher Sylvesterschmaus, den kranken Gedärmen meiner guten Freundin nicht minder zuträglich als meiner gefährdeten Linie . . .

Um halb elf Uhr herrscht tiefe Ruhe im ganzen Haus. Die Kinder schlafen, Barbara schläft. Ich sitze einsam und fröstelnd im Wohnzimmer vor dem kalten Kamin, zu müde, um ein Feuer zu entfachen, zu müde, um nur die Küchenschürze auszuziehen. Allerlei krause und tiefsinnige Gefühle beschweren mein Herz. Ich bin heiter und traurig zugleich. Heiter, weil die Tintentragödie mich davor bewahrte, die ärztlich verordnete Schleimsuppe zu vollenden — es wäre nämlich sicher Porridge daraus geworden! Traurig, weil ich ein wenig reumütig an meine einsame alte Mutter denke, die heute auf das traditionelle Eile mit Weile verzichten muss. Oder spielt sie jetzt allein mit sich selber, wie sie es schon manchmal tat, wenn die allzu aktive Tochter keine Zeit für sie haben wollte? Was wird sie sagen, wenn ich ihr erzähle, wie es mir in B. erging? Lachen wird sie, weise und gütig, lachen auf die gleiche Art und Weise, wie Barbara es tat, als sie die Verheerung im «schönen Zimmer» sah. Nur Mütter lachen so, so verständnisvoll und geduldig, sie, die immer bereit sind, für andere da zu sein, sie, die längst aufgehört haben, der Schmied ihres eigenen Glückes zu sein . . .

Nächstes Jahr, so gelobe ich mir, und alle Jahre, in denen ich noch eine Mutter habe, will ich am Sylvesterabend zu Hause sein und mit dem liebsten Menschen, den mir Gott gegeben hat, Eile mit Weile spielen, stundenlang. Und weise darauf verzichten, den sogenannten Zwölferwürfel vorwegzunehmen!

Albert Ehrismann

DAS WUNDER IN DER SILVESTERNACHT

Niemand wusste, wie es geschah:
es waren keine Türme mehr da.
Die Kirchen blieben am alten Ort.
Aber die Türme waren am Morgen fort.

Die Uhren zuhause tickten wie je.
Die Zeit stand nicht still, und die Luft roch nach Schnee.
Die Menschen gingen verängstigt und stumm,
denn das Jahr, meine Freunde, das Jahr war um.

Eine Sorge klopfte an jedes Haus:
Wer läutet das Jahr ohne Glocke aus?
Dies Jahr und sein Elend, die Trauer und Pein?
Und wer, wer läutet das neue ein?

Der Schnee fiel jetzt dicht. Doch nicht dicht genug.
Man sah, dass kein Dach eine Turmspitze trug.
Da flohen die Freude und Liebe und Glück;
es blieb ja der alte Kalender zurück!

Der Abend war düster und kohlenschwarz die Nacht,
als hätten nie Sterne sie glänzen gemacht.
Doch just, als die Stunde die richtige war,
verscholl in der Höhe das heillose Jahr.

Was ging da? Was ist da? Nun sieht man nichts mehr.
Da brachte wohl einer die Kirchtürme her?
Und plötzlich erklingen wie Engelsschalmein,
die Glocken und läuten das neue Jahr ein.

Was Elend! Was Trauer! Ein Wunder geschah:
die Türme, die Türme sind wieder da!
Man tanzte und liebte, und man war so frei,
dass dieses Jahr wirklich ein glückliches sei.